

Warum die Hegnauer wasserscheu waren

Autor(en): **Reithard, F.F.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **32 (1928-1929)**

Heft 16

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-670139>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

läßigtem Stil; Gotthelfs Sprache ist wohl derb und knorrig, aber deswegen doch nicht hingehudelt, wie es sich gerade traf, vielmehr steht jedes kleinste Wort genau an der Stelle, wo es von naturgegebenem gotthelfischen Sprachgeseße hingehört. Das scheinbar Kunstlose ist hier Natur und ebenso erhaben, ausgeglichen und schön wie sie. Dieser Dichter ist nicht veraltet, wie mancher aus Unverständnis glauben möchte, sondern neu und heute giltig wie am ersten Tag. Ob Gotthelf von einem Bäbeli oder Mädeli, von einem Durkli oder Dorngrüthbauern erzählt, so erhebt er doch überall das Emmental zur Weltbühne und bringt in seinen schrulligen Figuren das allgemein Menschliche in einem Maße zum Ausdruck, daß seine Werke Bestand

haben werden, solange sich das Wesen des Menschen nicht ändert.

In diesen zwei Büchern hat sich mir eine bis heute verschlossene Welt aufgetan, in der ich gerne wieder mit genießerischem Behagen verweilen werde; eine weise von Gott gelenkte Welt voll Menschenglück und Menschenleid. Es hatte also doch seine Richtigkeit mit dem Troste meiner Frau, daß aus jeder Krankheit Segen ersprießen könne. Durch den Zufall, daß ich wieder einmal krank wurde und mit aller Müße und Hingabe Gotthelf las, habe ich nun einen Dichter mehr, an dem ich mich wieder aufrichten kann, wenn einmal etwas schief gegangen ist. Ich bin wieder gesund und um vieles reicher geworden.

Auf dem See.

Der Himmel ist von Rosen überflammt,
Erzitternd spiegelt ihn des Wassers Blau.
Der See glänzt schöner als Brokat und Samt,
Glänzt wie der Mantel unsrer lieben Frau.

Die weiße Möve schwingt sich drüber her.
Fast streift der Flügelschwung mein Anflüß sacht.
Mir ist, es leb' im Norden irgendwer,
Deß lieben Gruß der Bote mir gebracht.

Carl Müller-Rastatt.

Warum die Hegnauer wasserscheu waren.

Von F. J. Reithard.

Es wohnten in uralter Zeit zu Hegnau, außerhalb des Dorfes, ein reicher und ein armer Mann. Der Reiche besaß einen großen Gütergewerb mit vielen Ochsen, Kühen, Rindern, Schafen und Geißen. Der Arme hatte nur ein kleines Launerhöfli mit einer einzigen, aber über die Maßen schönen Kuh. Wer viel hat, der will noch mehr. Der Reiche hätte fürs Leben gern des Armen schöne Kuh gehabt und bot ihm ein tüchtig Stück Geld darauf. Aber dem Armen war das liebe Tier nicht feil, und so wies er das Angebot seines Nachbarn rundweg von der Hand. Darüber ward der Lektäre um so zorniger, je reicher er war. Was tut nun der Abgewiesene? Er schleicht in einer stockfinstern Nacht mit einem Knecht, der so schlimm war wie er selbst, in des Armen Stall, und sie schlugen zusammen dessen stattliches Hausvieh tot. Es läßt sich denken, wie traurig der brave Mann dastand, als er am Morgen eintrat, um seine Kuh zu melken. „Das hat mein böser Nachbar getan!“ seufzte er mit Tränen. Aber bald faßte er sich: „Was frommt mir Klagen und Weinen? Darum bleibt meine Kuh doch tot. Beweisen kann ich des Nachbarn böse Tat auch nicht, und so nützt es mir gar kein bißchen,

wenn ich ihn beim Bogt verklage, welcher zudem des Nachbarn Better und Gebatterzmann und kein Haar besser ist als er. Alles, was ich tun kann, ist, das Fleisch des toten Viehs zu Rate zu ziehen und sein Fell dem Gerber zu verkaufen.“

Gedacht, getan. Die Kuh wird geschunden, das Fleisch zerlegt und eingepöckelt, und dann wird mit der zusammengerollten Haut der Stadt zugewandert. Damals führte der Weg von Hegnau gen Zürich durch einen ungeheuren Wald, in welchem eine schreckliche Räuberbande hauste. Der Arme aber schritt mit seiner Kuhhaut auf dem Rücken wohlgenut durch das Dunkel der Tannen und dachte: „Ja, wenn ich die Dublonen meines Nachbarn in der Tasche und sein böses Gewissen im Leibe hätte, dann müßt ich mich fürchten, so aber...“

Er wurde in seinem Selbstgespräch durch ein nahes, schrillendes Pfeifen unterbrochen. „Was gilt's,“ murmelte der Arme, „das ist die Räuberbande. Soll ich mich von ihr fangen und am Ende zwingen lassen, selbst ein Räuber zu werden? Nixparig! Da klettere ich lieber auf diese Tanne und verberge mich in ihren dunkeln Zweigen, bis die Räuber vorüber sind.“ Er

sprach die letzten Worte schon im Klettern und saß längst wohlbehalten im Lannendunkel, als die Räuber des Weges kamen. Es waren wilde, härtige Gesellen mit blutdürstigen Gesichtern und Schwertern und Dolchen. Sie gingen aber nicht bei der Tanne vorbei, auf welcher der arme Hegnauer saß; vielmehr befahl ihr Hauptmann, welcher aussah wie der bare Satanas, der Bande, sich um den Stamm der Tanne aufs weiche Moos zu lagern, er wolle hier die Beute verteilen. Gut. Die Räuber strecken sich behaglich hin. Einer aber führte ein mit schweren Säcken beladenes Roß in den Kreis, und der Räuberhauptmann reißt einen dieser Säcke herunter und öffnet ihn. Und siehe, er war voll schimmernder Goldstücke. Da denkt der Hegnauer auf seinem Lannaste: „Wartet, ihr Halunken, ich will euch einen fermem Streich spielen!“ Rasch und leis hüllt er sich in die Haut seiner erschlagenen Kuh und läßt sich blitzschnell den Stamm hinunter auf die Erde gleiten, so daß er plötzlich wie aus den Wolken gefallen mitten unter den Räubern steht. Und mit einer hohlen Stimme, wie wenn sie aus einem Kellerloch tönte, rief er ihnen zu: „Huhu, huhu, ich bin der Teufel und komme euch zu holen! Huhu, huhu!“

Die Bande, welche gute Gründe hat, an die Richtigkeit dieser Ankündigung zu glauben, nimmt ohne Umstände Reißaus. Der arme Hegnauer aber wirft sich auf das Roß und auf und davon, was gibt's, was hast, Hegnau zu.

Es ist Nacht, als er heimkommt. Vorsichtig führt er die Mähre an der Hand auf Umwegen über Äcker und Wiesen in sein Gehöfte, damit der Nachbar seiner nicht gewahr werde. Nachdem das goldbeladene Roß die Stelle seiner Kuh eingenommen, eilt er hinauf zu seiner Frau, grüßt sie und sagt: „Geh doch zum Nachbar und bitt' ihn um einen Scheffel, nur für eine halbe Viertelstunde.“

„Wofür willst du einen Scheffel?“ fragte erstaunt die Frau.

„Ei, so geh doch nur!“ entgegnet halb ungeduldig der Mann. „Das weitere wird sich schon zeigen!“

Die Frau ging und kam bald wieder und brachte das Verlangte. Der Nachbar war noch verwunderter gewesen als sie. Er hatte sie aber nicht ausgefragt. „Sie sagt mir das Wahre doch nicht,“ dachte er. „Aber ich will's dennoch herausbringen. Was gilt's?“ Und der Schelm be-

strich den Boden des Fruchtmaßes unten und oben mit Vogelleim.

Als nun der erst noch arme Hegnauer sein erobert Geld mit dem Scheffel gemessen hatte, sandte er das Fruchtmaß seinem Nachbar zu rück. Dieser visitierte es gleich und fand zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß eine vollgewichtige Berndublone unten am Boden hängen geblieben war. Lange stand er da wie ein Ölgöz. Dann aber machte er sich auf zu seinem reich gewordenen Nachbar und tat so freundlich mit ihm, als ob ers Herz mit ihm im Leibe teilen wollte. Aber der Tauner ließ sich die Würmer nicht aus der Nase ziehen, vielmehr drehte er seinem Nachbar selber eine gewaltige Nase. „Er danke Gott,“ sagt er, „daß man ihm die Kuh totgeschlagen. Das Fell derselben habe ihn zum wohlhabenden Manne gemacht.“

„Wieso?“ fragte der Kuhtöter sehr verwundert. „Wieviel zahlte dir denn der Gerber fürs Pfund?“

„Ja, das ist's eben,“ entgegnete der neue Kröfus, „ich hab' die Haut nicht beim Pfund, sondern beim Härchen verkauft.“

„Beim Härchen?“

„Versteht sich, beim Härchen! Als ich, die Kuhhaut auf dem Rücken und das Wasser in den Augen durchs Fällander Holz ging — husch! tritt plötzlich ein wunderlicher Zwerg aus dem Hau. Er hat eine lange Nase wie ihr, Nachbar und war im übrigen prächtig in Gold und Seide gekleidet und krüschelte mit der Hand in einem unmäßig großen Geldsäckel, der ihm vorn vom Gürtel herunterhing. „Warum plärest du?“ fragte er mich und strich mit der Linken einen langen Bart, welcher glitzerte und rauschte wie gediegen Silber. Nun erzählte ich ihm mein Unglück und wie ich nun zum Gerber gen Zürich gehen wolle, die Kuhhaut zu verkaufen. Darauf besann sich der Zwerg eine gute Weile, indem er den Finger an die Gewaltsnase legte und vor sich hinschielte. „Komm,“ sprach er dann, „ich will dir die Haut abkaufen, und zu einem Preis, den du in der Gerwe nie bekämest. Denn ich zahle für jeglich Haar einen Rappen.“ Damit ging er vor mir her in den Busch hinein und den Hügel hinauf, wo einst das alte Schloß stand. Dort stampfte er auf den Boden, und wir sanken beid' in die Tiefe, langsam und sicher, wie von unsichtbarer Hand getragen. Endlich standen wir im Dunkeln. Der Zwerg aber ergriff mich bei der Hand und zog mich ein

Stück weiter. Dann öffnete sich krachend eine schwere Tür, und ich stand in einem großen Steingewölb, an dessen Decke mehrere Ampeln hingen, an dessen Wänden mächtige Geldsäcke in weitem Kreise gelehnt standen — Sack an Sack. Das war ein Ansehen! Während ich die Reichtümer anstaunte — denn die Säcke waren oben geöffnet — hatte der Zwerg eine große Brille auf die Nase gesetzt und meine Haut, das heißt, die Kuhhaut gemustert: „Hör, guter Freund!“ rief er dann plötzlich ganz ernstlich, „deine Haut hat gerade vierzig Millionen Härchen, keines mehr und keines minder. Wenn du's nicht glaubst, so zähl selbst!“

Ich schüttelte den Kopf. „Gut!“ fuhr er fort, „nimm diesen Sack. 's sind gerade dritthalbtausend Berndublonen drin. Willst du mir die Haut dafür lassen, so ist der Handel geschlossen, und ich gebe dir ein paar hundert Kronentaler obendrein. Und da du das viele Geld nicht in einem Mal nach Hegnau tragen möchtest, so kannst du mein Kößlein mitnehmen. Doch mußt du mir's morgen wieder bringen oder schicken. Und weißt du mir noch mehr derlei hübsche Kuhhäute zu verschaffen, so bin ich dir erkenntlich dafür und zahle stets den gleichen Preis.“ Damit belastete er mit dem Gelde ein hübsch dunkel Kößlein, das noch unten im Stalle steht, und führte mich wohlbehalten aus der Höhle ans Tageslicht. Und da bin ich jetzt! Die Zeit der Not ist vorüber, und ich danke drum von Herzen dem, der meine Kuh totschiug.“

„'s ist gern geschehen, 's ist gern geschehen!“ erwiderte der böse Nachbar, der sich „verschnepte“. „Aber jetzt sag' mir, mein wackerer Freund und Nachbar, wolltest du nicht so gut sein, dem hochzuverehrenden Zwerg sein Kößlein durch mich zurückstellen zu lassen? Ich wünschte gar zu gerne des Männchens Bekanntschaft zu machen.“

„Ei mit tausend Freuden,“ erwiderte der Reichgewordene.

„Schön, mein Lieber, Guter, so will ich's gleich mitheimnehmen.“

Der böse Nachbar führte nun das Räuberross in seinen Stall und beeilte sich, noch in selbiger Nacht alle seine Ochsen, Kühe und Kinder totzuschlagen und zu schinden. Die Häute des geschlachteten Viehes lud er dann am Morgen auf des Kößleins Rücken und trabte wohlgemut und in größter Eile dem Fällanderholze zu, im Geiste die ungeheuren Summen ausrechnend, mit denen er heimkehren werde, nachdem

er wie sein Nachbar die Häute zu einem Rapen das Härchen verkauft haben würde. Aber als er an den Hau kam und in die Nähe der großen Tanne, da pfiß es im Gesträuch und pfiß aber- und abermal, links und rechts, und plötzlich stürzten die Räuber aus ihren Verstecken, und der Hauptmann an ihrer Spitze brüllte: „Seht da den Schelm, der unser Geld und unser Ross gestohlen!“ Und sie packten ihn mit mordgewohnten Fäusten an und henkten ihn an denselben Ast, auf welchem der arme Nachbar sein glückliches Abenteuer vorbereitet hatte.

Dieser aber zog mit Weib und Kind aus und siedelte sich in der Gegend vom Greifensee an, wo er im stillen ein großes Bauerngut gekauft hatte. Nachdem von der neuen Heimat Besitz genommen war, ging er auf die Gäu nach Vieh, und bald darauf sahen ihn die Hegnauer eine stattliche Herde, die er im Wehntal und Bauernlande zusammengekauft, durchs Dorf treiben. Es war Abend, und der Mann hatte im heißen Sommerwetter und bei trockenem Halse einen langen und mühsamen Gang getan. Darum, und wohl auch, um sich mit seinen veränderten Glücksumständen etwas breit zu machen, kehrte er am Ende des Dorfes beim Vogt ein, der zugleich Wirt war, um in Ehren sein Schöpplein zu trinken. Den Knecht ließ er, nachdem derselbe sich geschwind vor dem Wirtshause erquickt hatte, die Herde vorantreiben, damit sie noch zu rechter Zeit die Weide am Greifensee erreiche.

Die Wirtsstube war gedrängt voll Hegnauer, welche die Sennte mit Staunen gesehen und als Besitzer derselben ihren ehemaligen Mitbürger erkannt hatten. Sie empfingen ihn mit Respekt. Ja, der Vogt räumte ihm sogar den Ehrenplatz oben am Tisch ein. Dann gings an ein Fragen: wie 's ihm gehe, wie manche Zeitkuh er habe, und was seine Frau und Kinder machen?

Allen gab er freundlichen Bescheid, obgleich er sah, wie der Neid den meisten die Mundwinkel verzog und die Augen verdrehte, besonders dem Vogt und seinem Knecht, der kein anderer war als der Helfershelfer seines ehemaligen Nachbars. Bald fing der Fant an übel zu sticheln, als ob unser Mann jenes goldene Kalb heimlich umgebracht und beraubt hätte, daher sein jetziger Reichtum stamme. Immer lauter erhob sich der Verdacht, und vergebens berief sich der Angegriffene auf seine bekannte Rechtschaffenheit. Der Vogt stemmte die Arme in die Seiten und sprach allgemach von Landjägern, Hand-



Die heilige Stunde. Von Ferdinand Hodler.

schellen, Stock und Galgen, und die Bauern poppten wütend auf den Tisch und schwuren, ihn ohne Umstände umzubringen, wenn er ihnen nicht sage, woher er all das stattliche Vieh habe, das den Abend durch das Dorf getrieben worden. Da ermannte sich der Geängstigte und erzählte: er habe die Herde durch Zaubergewalt aus dem Grunde des Greifensees heraufgeholt, der eigentlich nur eine gefeierte Allmend sei und, so sie ernstlich wollten, sei er erbötig, jedem von ihnen zu einer gleichen Sennte zu verhelfen. Und gerade heut Abend wär' die rechte Zeit dazu, der Vollmond regiere am Himmel, und da seien auch die Greifenseer Kühe voll und rund, gleich den sieben fetten Kühen Pharaonis, die einst dem Wasser des Nils entstiegen. Drum, wenn's ihnen recht, so führ' er sie noch diese Nacht an Ort und Stelle, wo sie die Kühe mit eigenen Augen im Wasser schauen und, wenn sie den Mut dazu hätten, mit eigenen Händen greifen und herausfischen könnten.

Der Vogt und die Bauern machten große Augen auf diesen Vorschlag. Doch, da sie abergläubisch genug waren, gingen sie darauf ein,

und bald sah man einen langen Zug Menschen, von dem Listigen angeführt, durch die stille Mondnacht dem Greifensee zuwandern. Die Weide, auf welche der vorangeeilte Knecht das Vieh seines Meisters getrieben hatte, zog sich an einem Abhang hin, welcher durch eine sumpfige Binsstrecke vom See geschieden war. Auf dieses Sumpfland führte unser Mann die Hegnauer. Er ließ sie dem Berge den Rücken kehren und zeigte ihnen im mondbeglänzten Spiegel des Sees das emsig weidende Vieh. „Nun frisch hinein, ihr Herren, einer säuberlich nach dem andern!“ flüsterte er ihnen zu. Mit gierigen Blicken verschlangen die Bauern die reiche Herde mit den Augen. Dann befahl der Vogt seinem Knechte, voranzuspringen und ihm zu rufen, wenn er nachkommen sollte. Der Bursche wollte erst nicht dran. Als aber der Vogt mit seinem Knöpflistecken dräute, nahm er einen gewaltigen Satz und plumps hinein, wie ein Mehlsack. Das „plumps“ aber kam dem Vogt und den andern vor, als habe der Knecht „chum“ gerufen. Drum sprang er schnell nach, und der ganze Bauernschwarm, die Hände in

den langen Rockfäden, hintendrein, damit der Vogt ihnen ja nicht die fetten Rüche vor der Nase wegkapere und nur die magern übrig lasse. Da ging's an ein ergötzliches Gludern und Flotschen im Wasser. Die Hegnauer gerieten einander selber an Schopf und Kragen, und einer, der den Vogt beim Popf gefaßt hatte, währte steif und fest, den Muni vom Greifensee erobert zu haben.

Unterdessen machte sich der Anstifter dieses Unheils bergan und trieb still und vorsichtig seine Sennte durchs Gebüsch in die Felsen der Au hinein, in welche sein Lebtag nie ein Hegnauer gekommen. Diese aber, nachdem sie sich

überzeugt hatten, daß es im Greifensee keine Rüche und Rinder, sondern höchstens Stockfische zu fangen gab, stiegen triefend und schlotternd aus dem nächtlichen Bade und zottelten in großer Eile heim, allwo sie ins Bett krochen und Hollundertee gegen den Pfnißel tranken.

Von jener Zeit an waren die Hegnauer über hundert Jahre lang wassercheu. Man hätte keinen mehr auf hundert Schritte an ein Seeufer gebracht. Auch tranken sie von Stund an nur Wein und Schnaps, und der Vogt von Hegnau soll so lang er lebte der einzige Wirt im Züribiet gewesen sein, welcher kein Wasser unter den Traubensaft mischte.

Etwas aus der großen Lenzburger Conservenküche.

Sicher viele Leser und namentlich viele Hausfrauen haben sich schon gewünscht, einmal einen Einblick tun zu dürfen in die große „Lenzburger Conservenküche“, wenn wir so sagen wollen. Im Grunde genommen sind ja die Fabriken, in welchen die „weltbekannten Lenzburger Confitüren und Conserven“ hergestellt werden, eigentlich auch nichts anderes als große Küchen, nur daß sie entsprechend technisch ausgestaltet

schiebt dies im Großen, genau wie im Haushalt im Kleinen. Die Grundbedingungen für die Herstellung einer tadellosen Qualitätskonserve sind auch für die Fabriken, wie für die Hausfrau:

1. Bestes, in absolut frischem Zustande eingeliefertes Rohmaterial;
2. unverzügliche, rascheste Verarbeitung der Gemüse und Früchte;



Abernten eines Erdbeerefeldes in Hallau.



Himbeerpflücker in Hallau.

sind, wie sich dies von selbst aus den Mengen der zur Verarbeitung kommenden Rohmaterialien ergibt.

Die im Jahre 1886 gegründete, also auf mehr wie 40jähriges Bestehen zurückblickende Conservenfabrik Lenzburg, hat heute allein in der Schweiz drei Fabrikationsstätten oder Conservenküchen, nämlich in Lenzburg, Frauenfeld und Hallau. Über 1000 Arbeiter und Arbeiterinnen sind während der Hauptfabrikationsmonate damit beschäftigt, den „Segen des Sommers und Herbstes“ zu fassen und in den Zustand der Haltbarkeit überzuführen. Es ge-

3. unbedingte, peinlichste Sorgfalt und Sauberkeit.

Diese drei Faktoren, in Verbindung mit den jahrzehntelangen Erfahrungen, begründen die Qualität und dadurch den „Weltruf“ der „Lenzburger Hero-Produkte“.

Um unbedingt frisches Rohmaterial zu bekommen, hat Lenzburg eigene, an Ausdehnung über 3,000,000 m² Land umfassende Kulturen geschaffen und die „Küchen“, das heißt in betreffendem Falle die Fabriken, mitten in die Produktionsgebiete gestellt. Auch die Landwirte, welche Gemüse, namentlich Erbsen und Boh-